L. L. MATTHIAS

ERINNERUNGEN AN GOTTFRIED BENN

Ich bin Gottfried Benn zum ersten Mal 1912 begegnet, in Berlin auf dem Kurfürstendamm, jener Prachtstraße des Westens, in deren Mitte damals ein breiter Reitweg, durch zwei Baumreihen beschattet, von der Gedächtniskirche bis zum Grunewald führte. Ich hatte mich mit einem Studienfreund Benns verabredet, einem Arzt, und wir liefen Benn in die Arme, als wir das Café, in dem wir gegessen hatten, verlassen wollten. Mein Bekannter stellte mich als „Mitarbeiter der Aktion" vor, was mir, dem Neunzehnjährigen, die Röte ins Gesicht hätte treiben müssen; denn ich habe insgesamt nur zwei oder drei belanglose Arbeiten in dieser Zeitschrift veröffentlicht, von denen 1912 nur eine einzige publiziert worden war. Benn schien von dieser Einführung auch keineswegs beeindruckt zu sein, denn er wechselte mit unserem gemeinsamen Bekannten einige Worte und entließ uns beide mit einem seltsamen, kurzen Nicken. Ich habe erst später feststellen können, daß dieses Nicken zu seinen persönlichsten Gewohnheiten gehörte, die er bis zu seinem Tode beibehalten hat. Es war ein Gruß, bei dem sich der Kopf senkte, während der Körper, gleichsam beschämt über eine solche Devotion, stocksteif blieb. Benn hatte diesen Gruß wahrscheinlich in der Kadettenschule gelernt. Nuancen bei diesem Nicken waren vorhanden, aber mußten für jeden Dritten unverständlich bleiben. Sie bestanden in einem Senken oder Nicht-Senken der Augenlider, in schnellem oder langsamem Nicken oder auch in einer Wiederholung dieser Bewegung, was aber selten geschah.

Ich werde niemals das Bild vergessen, das der Dichter der „Morgue" bei dieser flüchtigen Begegnung hinterließ. Es war nicht das eines deutschen Baudelaire, sondern eines deutschen Offiziers in Zivil. Benn trug einen hellen, sehr kurzen Sommermantel, einen „Covercoat", der oberhalb der Knie in modischer Weise mit mehreren Nähten abgesteppt war und dazu einen schwarzen, steifen Hut, eine „Melone", wie sie heute nur noch bei Beerdigungen üblich ist. Man konnte kaum korrekter gekleidet sein. Im Gegensatz zu der Mehrzahl der Dichter und Schriftsteller jener Zeit legte Benn anscheinend großen Wert darauf, als Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft erkennbar zu sein.

Es war ein Anblick für Götter, wenn dieser korrekt gekleidete junge Mann das „Café des Westens" betrat und sich an den Tisch der Else-Lasker-Schüler setzte. An den Armen dieser zigeunernden Bohémienne klingelten Metallreifen aus sämtlichen Ländern, von Island bis Indien,

Lizenziert für Egmont Hesse am 09.10.2021 um 09:24 Uhr

© J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH

und Benn saß dieser Dichterin gegenüber wie ein Manager, der den Versuch macht, sie für einen Wanderzirkus zu gewinnen. Er schätzte Else-Lasker-Schüler mehr als die meisten Dichter seiner Zeit, aber er traf sie nur im Café und hätte es abgelehnt, sie auf dem Kurfürstendamm zu begleiten.

Benn besuchte das „Café des Westens" hin und wieder, weil es der einzige Ort jenseits jenes Raumes war, in dem er es für erforderlich hielt, sich mit Covercoat und Melone zu zeigen.

*

Es gehörte zum Stil jener Jahre, daß junge Autoren ihre gedruckten oder ungedruckten Werke in sogenannten „Literarischen Kabaretts" vortrugen. Es waren das keine Kabaretts im herkömmlichen Sinne, also keine Kleinkunstbühnen, sondern Veranstaltungen, die sich dadurch charakterisierten, daß alles, was zur Kleinkunstbühne gehört, fehlte. Es wurde nicht gesungen, gemimt oder guitarrt, sondern es las jeder aus seinen Werken vor – und verschwand. Es waren manchmal Gedichte, die vorgetragen wurden, manchmal Essays oder Romankapitel, manchmal auch Polemiken oder Programme, in denen sich die Ziele einer neuen literarischen Gruppe manifestierten. Einige dieser Veranstaltungen, wie „Das neo-pathetische Kabarett" oder „Das Gnu", gehören heute zur Literaturgeschichte, während andere, wie „Die feindlichen Brüder" – das einzige literarische Kabarett, in dem Benn aufgetreten ist – vergessen wurden. Im Gegensatz zu der Mehrzahl dieser Veranstaltungen, die in den Hinterräumen von Buchhandlungen stattfanden, wurden „Die feindlichen Brüder" in den Ausstellungsräumen von Paul Cassirer eröffnet, bei dem man um jene Zeit noch einen Cézanne für 400 bis 600 Reichsmark kaufen konnte. Der Name „Die feindlichen Brüder" stammte von mir und war ein *nom de guerre faute de mieux*, da es uns unmöglich gewesen war, die Mitwirkenden – zu denen so verschiedene Geister wie Gottfried Benn, der frühverstorbene Dichter Paul Boldt, der bedeutende, aber sich stets verleugnende Romancier Egon Seyerlen und der von Rilke geschätzte Alfred Wolfenstein gehörten – unter einen Hut zu bringen. Was alle diese Autoren vereinte, war weniger ein Programm als die Verneinung von Programmen anderer, und so verdeckte der Name ganz gut, was nicht da war. Zu meiner größten Überraschung war Benn, den jeder als das störrischste Pferd in unserem Kreis empfand, mit allen Vorbereitungen für dieses Kabarett einverstanden gewesen.

Aber diese Identifizierung Benns mit einer Gruppe, die man schwer

Lizenziert für Egmont Hesse am 09.10.2021 um 09:24 Uhr

© J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH

definieren konnte, war kaum mehr als eine Höflichkeit, und das sollte sich bereits vor Beginn des literarischen Abends ergeben. Zu unserer aller Bestürzung war einer unserer Dichter, der lang aufgeschossene Paul Boldt, der als erster lesen wollte, nicht erschienen; und da wir nicht wußten, ob er vielleicht nur die Straßenbahn versäumt hatte oder krank war, so waren wir in großer Verlegenheit. Benn war dafür, Boldt zu streichen oder ihn am Schluß sprechen zu lassen. Aber die meisten waren dagegen und das brachte Benn in Aufruhr. Mit militärisch kurzen Schritten lief er in dem kleinen Korridor, der sich hinter dem Podium hinzog, auf und ab und erklärte: „Also ich warte nicht. Ich gehe." Aber er ging nicht, und als Seyerlen einen günstigen Augenblick benutzte, um zu sagen, daß die Mehrzahl der Besucher, die den Saal bis zum letzten Platz füllten, doch nur seinetwegen gekommen sei, um ihn, den Dichter der „Morgue", zu sehen und zu hören, erregte dieser diplomatische Vorstoß nur seinen Ärger. Wir mußten tatsächlich befürchten, daß Benn den Raum verlassen und den Abend sprengen würde. Es schien ihm vollkommen gleich zu sein, ob er das Publikum um seine Erwartungen betrog und sich selbst um die Sensation eines ersten öffentlichen Vortrags. Aber glücklicherweise löste sich der Knoten, in den wir verstrickt waren, denn nach einigen weiteren Minuten erschien Boldt, außer Atem, und der Abend konnte beginnen.

Benn hatte seinen Vortragsstil schon damals entwickelt. Er las einige Gedichte aus „Morgue" und einige ungedruckte in jenem sachlichen, fast unbeteiligten Ton, der manchmal den Eindruck hervorrief, als ob er den Leuten die Verse vor die Füße werfe. Sein Sprachton war nicht frei von Protest und Polemik. Aber der Erfolg war nachhaltig und ehrlich und Benn hatte die Schlacht ganz offenbar gewonnen.

*

Ich traf Benn in den zwanziger Jahren hin und wieder in einem Restaurant, das er ausfindig gemacht hatte und das niemand kannte. Es hieß „Restaurant Nettelbeck", lag im Westen Berlins, unweit des Wittenbergplatzes, und war ein Eßlokal, das über einen kleinen Vorgarten verfügte, in dem die Tische für den Augenfang mit weißen Tischtüchern bedeckt waren, während sie im Inneren eine blankgescheuerte Eichenholzplatte aufwiesen. Die Gäste in diesem Restaurant konnte man zählen, aber die Atmosphäre war literaturfrei und angenehm; auch wurde man weder durch dekorative Einfälle gestört noch durch Mithörer.

Wir verbrachten hier hin und wieder einen Abend und sprachen über allgemeine Fragen oder Publikationen, die in Zeitungen, Zeitschriften

Lizenziert für Egmont Hesse am 09.10.2021 um 09:24 Uhr

© J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH

oder Verlagshäusern erschienen waren. Sprach Benn über Literatur, so geschah das stets in einer sachlichen, fast medizinisch-diagnostischen Weise, trocken, emotionslos, aber mit Worten, die aus einer erstaunlichen Erfahrungstiefe kamen. War er von irgendeiner literarischen Arbeit wenig beeindruckt, so schwieg er oder dirigierte das Gespräch zu anderen Themen. Selbst wenn er über ein Buch erbittert war, lehnte er es mit der gleichen Ruhe ab, mit der man eine Speise zurückweist. Auch in solchen Fällen sprach er nicht mit heftigen Akzenten.

Bei einer dieser Unterhaltungen überraschte mich Benn durch eine Apotheose Alfred Döblins. Ich war überrascht, weil ich die zwei, drei Dichter, die er schätzte, kannte, und er im übrigen immer wieder versicherte, daß er nur die Franzosen lesen könne. (Er schrieb mir das noch in einem Brief aus dem Jahr 1957.) Gab es aber einen einzigen deutschen Dichter, den der Hauch Frankreichs niemals gestreift hat, so war es Döblin. Auch waren meine Bemühungen, den dunklen Sinn der Döblin-Romane zu verstehen, stets vergeblich gewesen. Ich sagte das Benn. Aber ich begriff sehr bald, daß er die Romane Döblins ganz anders als ich gelesen hatte. Es war ihm gleich, was Döblin mit diesen Werken zum Ausdruck bringen wollte; er bewunderte die Sprache und ausschließlich die Sprache. Er machte mich darauf aufmerksam, daß es keinen zweiten deutschen Dichter gebe, der über gleiche Katarakte von Worten verfüge. Döblin sei der einzige, der den gesamten deutschen Wortschatz beherrsche: den mittelhochdeutschen, mittelalterlichen, modernen, den technischen Wortschatz des 16. Jahrhunderts, den heutigen medizinischen Freuds, den physikalischen der Gegenwart. Er bat mich, die Seiten im „Wallenstein" nachzulesen, auf denen Döblin den Troß dieses Heerführers beschreibt, oder jene Kapitel, in denen über die mittelalterlichen Waffen gesprochen wird, was eine große Kenntnis des militärischen Arsenals jener Zeit zur Voraussetzung habe. Auch gebe es keinen deutschen Dichter, der imstande sei, zehn, zwanzig Seiten ohne einen einzigen inneren Monolog, ohne ein einziges Gespräch zu schreiben. „Das ist schwer. Das ist sehr schwer. Zehn solcher Seiten wollen gestemmt sein." Er bewunderte in den Schriften Döblins ganz offenbar, was ihm selbst versagt blieb und was tatsächlich eine Meisterschaft erforderte, die ich nicht genügend gewürdigt hatte.

Benn hat auch Nietzsche in anderer Weise gelesen, als man das damals zu tun pflegte. Es wird immer wieder behauptet, daß Benn von Nietzsche „hergekommen" sei. Aber das ist nur mit vielen Einschränkungen richtig. Ich habe ihn niemals über Nietzsches Lehre emphatisch sprechen hören. Er stand dieser Philosophie eher skeptisch gegenüber. Aber er

Lizenziert für Egmont Hesse am 09.10.2021 um 09:24 Uhr

© J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH

sprach voller Bewunderung über Nietzsches Lyrik und behauptete häufig, Nietzsches Gedichte seien die bedeutendsten nach Goethe.

Auch über Politik wurde manchmal gesprochen, obgleich er das ungern tat. Aber ich habe mich an manche seiner Äußerungen später erinnert, weil sie eine Erklärung für das politische Abenteuer hergaben, in das er sich nach 1933 für kurze Zeit gestürzt hat. Er war, wie viele jener Zeit, wenig beeindruckt von den Figuren, die damals die politische Szene bevölkerten, und es gab keine einzige Gestalt, die er bewunderte oder die seine Phantasie erregte. Er bezeichnete die Männer, die damals an dem Schicksal Deutschlands herumzimmerten, als „geschäftige Nullen" und hätte es für ein Mißverständnis gehalten, wenn einer von ihnen von seiner dichterischen Produktion Kenntnis genommen hätte. Aber er litt ganz offenbar darunter, daß eine solche Beziehung fehlte. Er hatte Aussagen zu machen, die Zeitaussagen waren und den Bewußtseinszustand einer neuen Generation zum Ausdruck brachten. Politiker wären verpflichtet gewesen, von diesen Aussagen Kenntnis zu nehmen. Aber das geschah nicht. Es geschah erst unter Hitler. Und als Benns Name von den Nazis gefeiert wurde, glaubte er, wenn auch nur für kurze Zeit, der große Augenblick sei gekommen. Eitelkeit mag dabei mitgespielt haben; aber ich glaube, sie bildete nur ein sekundäres Moment. Entscheidender war, daß man zum ersten Mal von seiner Produktion offiziell Kenntnis nahm, wodurch er als Dichter in der zivilen Gesellschaft „status" erhielt, einen sozialen Rang, wie er ihn in der militärischen Gesellschaft seiner Jugend und im ersten Weltkrieg besessen hatte. Der Gegensatz zwischen dem Mann mit Melone und Covercoat und dem revolutionärsten Dichter der Zeit (revolutionär im nicht-politischen Sinne) war damit überbrückt. Benn hing als Dichter, sozial gesehen, nicht mehr in der Luft. Er hatte aufgehört, ein outsider zu sein. Er hatte in der zivilen Gesellschaft einen „Platz" . . . Es *schien* zum mindesten so. Zu spät stellte er fest, daß sein Name für die Nazis nur Propagandawert hatte und niemand daran dachte, seine Aussagen für entscheidender zu halten als etwa die eines Obergruppenführers.

Auch kam noch etwas anderes hinzu, was sein politisches Mißverständnis begünstigen mußte. Benn war in einer fast vehementen Weise antikommerziell. Er war das auf Grund seiner Erziehung im Elternhaus, wie in der Kadettenschule und auch auf Grund seines ausschließlichen Dichtertums. Die Welt der Geschäfte war ihm fremd, sie interessierte ihn nicht. War er gezwungen, Geld zu verdienen, so tat er das in einer so prononciert zynischen Weise, daß jeder, der ihn nicht gut kannte, entsetzt sein mußte. Es waren also gewisse Prädispositionen vorhanden,

Lizenziert für Egmont Hesse am 09.10.2021 um 09:24 Uhr

© J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH

um auf nazistische Thesen hereinzufallen; denn es sah ja anfänglich tatsächlich so aus, als ob auch der Nazismus den Akzent nicht auf *den*, sondern *das* Verdienst legte. Benn mußte von solchen Thesen beeindruckt werden. Er lebte nicht, um Geld zu verdienen, er arbeitete auch nicht, um Geld zu verdienen.

Wie stark seine Abneigung gegen jedweden kommerziellen Verkehr war, habe ich selbst einmal erfahren. Wir saßen im „Restaurant Nettelbeck" und sprachen über literarische Fragen, als Benn mich plötzlich unterbrach und mit der Mitteilung überraschte, er fände keinen Verleger. Ich sah ihn ungläubig an, denn er war bisher stets imstande gewesen, seine Gedichte in Zeitschriften zu publizieren; aber in diesem Fall handelte es sich, wie er mir sagte, um etwas anderes. Er wollte zum ersten Male seine gesammelten Gedichte herausgeben – und „daran hat niemand Interesse". Ich erkundigte mich, an wen er sich gewandt habe, und er nannte mir einen berühmten Namen. „Man hat mir meine Gedichte zurückgeschickt." Da ich den Verlag kannte, war ich nicht allzu erstaunt und erkundigte mich nach weiteren Ablehnungen. Aber es ergab sich, daß Benn das Manuskript nur einem einzigen Verlag angeboten hatte. „Könnten Sie sich nicht an zwei, drei andere Verleger wenden?" „Ich kann das nicht", war die Antwort. „Ich gehe nicht hausieren. Kontrakte sehe ich mir niemals an. Wenn man mich nicht verlegen will, soll man es bleiben lassen." Es war unmöglich, ihn zu überzeugen, daß er mehreren Verlegern zum mindesten die Möglichkeit geben müsse, von seinem Vorhaben zu erfahren. „Vielleicht würde es genügen, ein paar Briefe zu schreiben?" Aber er lehnte auch das rundweg ab. – Es blieb mir nichts anderes übrig, als einen Verleger – ohne Wissen Benns – zu verständigen, und meine Bemühungen waren auch bald erfolgreich. Der Berliner Verlag „Die Schmiede", der als erster Kafka verlegt hat, war erfreut, Benn zu seinen Autoren zu zählen, und wandte sich brieflich an ihn. Und so erschien in diesem Verlag, 1927, in einem blau kartonierten kleinen Oktavband die erste Ausgabe der „Gesammelten Gedichte". Benn schickte mir ein Exemplar mit der Dedikation, daß dieser Band ohne mich „nicht erschienen wäre". Aber das war eine liebenswürdige Verdrehung des Sachverhalts, denn ich habe in diesem Fall nur die Rolle eines Agenten gespielt. Benn hätte sicherlich einen Verleger gefunden, wenn er sich nicht gegen jedweden kommerziellen Kontakt gesträubt hätte.

Er war unfähig sich anzubieten.

*

Ich habe mich manchmal gefragt, ob ich mit Benn befreundet war, und hätte die Frage verneint, wenn sie an mich gerichtet worden wäre.

Lizenziert für Egmont Hesse am 09.10.2021 um 09:24 Uhr

© J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH

Unsere Beziehungen waren freundschaftlicher, aber gelegentlicher Natur. Benn wußte sehr wenig von meinem privaten Leben und ich nicht viel mehr von dem seinen: Wir sprachen kaum jemals über unsere Frauen, unsere Kinder oder finanziellen Angelegenheiten. Ich bin nur ein- oder zweimal, am Anfang unserer Bekanntschaft, seiner ersten Frau begegnet, die, wenn ich nicht irre, um 1920 gestorben ist, aber ich wußte über diese Ehe nicht viel mehr, als daß ihr eine Tochter entstammte (die nach Dänemark verschlagen wurde und auf die Benn in späteren Jahren sehr stolz war), die ich aber niemals kennengelernt habe. Ich bin auch jener Frau begegnet, der die trostlose Aufgabe zufiel, Benn zu begraben, Frau Ilse Benn, aber ich wußte nicht, ob es seine zweite oder dritte Frau war. Er mußte sie in jenen mehr als zwanzig Jahren geheiratet haben, in denen ich in Nord- und Südamerika lebte und keine Verbindung zwischen Benn und mir bestand. Auch über die Frau, die ihm nach dem Tode seiner ersten viele Jahre nahestand – und der ich gleichfalls begegnet bin –, wußte ich wenig. Ich bin nur eines Tages durch einen Telefonanruf erschreckt worden, der von Benn kam und diese Frau betraf.

Der Anruf kam zu einer ungewohnten Zeit, und ich mußte vermuten, daß irgend etwas Außergewöhnliches geschehen war. Auch ließ mir Benn keine Zeit, ihn zu begrüßen. Mit einer Stimme, die klar war, aber die übermäßige Anstrengung verriet, mit der er sich beherrschte, teilte er mir mit, daß seine Freundin gestorben sei. „Sie hat sich gestern abend aus dem Fenster gestürzt."

Es liegt im Wesen solcher Augenblicke, daß man nicht sprechen kann. Aber steht man dem vom Leid Getroffenen gegenüber, so kann das Auge sprechen oder die Hand. Bei einem Telefonanruf jedoch versagt auch diese Sprache. So entstand eine Pause, die ich nur mit ein paar Interjektionen füllen konnte. Was hatte diese Frau veranlaßt, den Tod zu wählen? Es wäre sinnlos gewesen, Vermutungen nachzugehen. Ich wußte zu wenig von dieser Toten; ich erinnerte mich noch nicht einmal an ihren Namen. Ich bat Benn schließlich, mir mitzuteilen, wann und wo die Beerdigung stattfinden würde.

Es waren auf dem großen Waldfriedhof von Stahnsdorf etwa zwanzig Personen versammelt. Es mußten Angehörige der Toten sein oder vielleicht auch Gottfried Benns. Alle Gesichter waren mir unbekannt. Ich war zu meinem Erstaunen der einzige Fremde in dieser Gesellschaft. Benn hatte ganz offenbar seinen Verlust nur mir mitgeteilt.

An dem offenen Grab sprach niemand. Es fand auch keine Totenfeier in der Halle statt. Es war, als ob über diesen Tod hinaus ein Geheimnis gewahrt bleiben sollte. Die ganze Zeremonie vollzog sich lautlos. Als

Lizenziert für Egmont Hesse am 09.10.2021 um 09:24 Uhr

© J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH

sie beendet war, setzte Benn seinen Hut auf und ging langsam in der Richtung des Bahnhofs zurück. Es fiel ihm offenbar schwer zu gehen. Aber er wünschte keine Begleitung; einen älteren Herrn, der ihm die Hand reichte, ließ er stehen.

*

Erst ein Vierteljahrhundert später habe ich Benn wiedergesehen. Es war 1955. Bis zum Ende der vierziger Jahre wußte ich nicht, wie es ihm in dieser Zeit ergangen war. Ich wußte nicht, ob er nun zu den gefeierten oder verfemten deutschen Dichtern gehörte, oder ob man ihn vielleicht sogar vergessen hatte. Es war mir unbekannt geblieben, daß er eine Zeitlang Hitler gefolgt war und dann von den gleichen Leuten, die seinen Namen als willkommene Propaganda benutzt hatten, zum Schweigen verurteilt worden war. Da ich niemals deutsche Zeitungen oder Zeitschriften las, auch keine Emigrantenblätter, war mir sein Name nirgends begegnet; mir fiel erst 1947 ein Artikel über ihn in die Hände, als ich von Amerika aus ein paar Monate in Paris verbrachte. Der Artikel stand in einer französischen Zeitschrift und ich durfte aus ihm entnehmen, daß Benn als einer der größten Dichter Deutschlands gefeiert wurde. Ich erkundigte mich nach Benns Adresse und schrieb ihm, wie sehr ich mich freute, daß sein Name nun endlich den Klang habe, den er für uns outsider stets besessen hat. Ich glaube, ich fügte noch ein paar Worte über mein Leben in Amerika hinzu, aber unterließ es, meine Adresse anzugeben. Es geschah das, weil ich verhindern wollte, von Benn eine Antwort zu erhalten. Der Brief, der an ihn gerichtet war, trug zum ersten Mal nach vielen Jahren wieder eine deutsche Adresse; und ich wußte nicht, wie meine Zeilen von einem Deutschen aufgenommen werden würden. Wir hatten schließlich auf verschiedenen Seiten der Front gestanden und meine Erfahrung aus dem ersten Weltkrieg, in dem ich vom deutschen Schützengraben aus mit Freunden in Paris ständig korrespondiert hatte, brauchte sich nicht zu wiederholen. Ich wollte vorsichtig sein; eine Enttäuschung wäre schmerzlich gewesen.

Benn hat mir später Vorwürfe gemacht, daß ich meine Adresse verheimlicht hatte. Aber es fiel mir leicht, seinen Vorwurf hinzunehmen, da er mir ein Beweis dafür zu sein schien, daß Benn ebensowenig wie ich gezögert hätte, die Brücke über verlorene Jahre zu schlagen.

Meine Überzeugung fand ihre Bestätigung, als ich Benn acht Jahre später, 1955, auf einer Reise nach Peking in Berlin besuchte. Er wohnte im Westen der Stadt, in einer jener Straßen, die wie durch ein Wunder das Bombardement ohne die geringsten Spuren überstanden hatten und beinahe den Eindruck erweckten, als ob hier Potemkinsche Dörfer aufgebaut seien.

Lizenziert für Egmont Hesse am 09.10.2021 um 09:24 Uhr

© J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH

Benn begrüßte mich wie der Burgherr dieser unversehrten Welt. Er war etwas älter geworden und etwas umfangreicher, aber das Alter hatte ihn in keiner Weise gezeichnet. Die Furchen in seinem großen Gesicht, das durch die Stirn und die kühne Nase beherrscht wurde, schienen zu fehlen. Auch war seine Haltung ungebeugt und das Auge verfügte noch über die gleiche beseelte Starrheit. Selbst sein Sprachton war der gleiche geblieben. Er schien kerngesund zu sein. Erst später erfuhr ich von ihm, daß er todkrank war.

Er war sehr gesprächig (was aber, wie mir seine Frau nach seinem Tode schrieb, ungewöhnlich war), erkundigte sich nach meinem Tun und äußerte sich auch ausführlich zu jedem Thema, das sich aus dem Gespräch ergab. Als eine Pause eintrat, schlug er vor, einen Rundgang durch seine Wohnung zu machen. Es war eine Fünfzimmerwohnung, die die Praxis zweier Ärzte vereinigte, denn auch seine Frau praktizierte. Die Räume waren gut bürgerlich eingerichtet und überraschten durch keine Absonderlichkeiten. Als letztes Zimmer zeigte er mir dann sein eigenes.

Es war das Sprechzimmer eines Arztes und unterschied sich durch nichts von dem teppichlosen Raum, den ich noch aus früheren Zeiten kannte, als Benn seine Praxis in der Bellealliance-Straße hatte. Neu schien nur ein Schreibtisch zu sein, der gegenüber der Tür stand und so seltsam an der Wand aufgestellt war, daß er mit seiner Längsseite ins Zimmer ragte. Dadurch wurde der Raum in zwei Hälften geteilt, eine kleinere und eine größere: in der kleineren befand sich neben dem Schreibtisch ein altmodisches Gestell mit ein paar Büchern; in der größeren aber erhob sich jener gerüstartige, aus Stahlrohren verfertigte medizinische Stuhl – den ich noch aus der Zeit der Bellealliance-Straße kannte – mit einigen verblichenen Wachstuchkissen. Abgesehen von diesen Möbeln standen nur noch ein paar Stühle und Glaskästen herum, die für die Praxis benötigt wurden.

Ich erkundigte mich, ob er mit seiner Praxis zufrieden sei. Benn schüttelte den Kopf. „Hin und wieder kommt mal einer." Und nach einer kleinen Pause: „Meine Frau verdient sehr gut." Ich brachte das Gespräch auf eine andere Ebene und fragte: „Und wo sind Ihre letzten Gedichte geschrieben worden?" Benn machte eine kleine Handbewegung und wies auf den Schreibtisch. „Hier."

Wir gingen in das Wohnzimmer zurück, wo sich Ilse Benn, seine sehr viel jüngere Frau, mittlerweile eingefunden hatte, und Benn schlug vor, in einem kleinen Restaurant, das sich ganz in der Nähe befinden sollte, zu essen. „Sie sind eingeladen", bemerkte er etwas königlich.

Das Restaurant schien eine Filiale jenes Lokals zu sein, in dem wir in

Lizenziert für Egmont Hesse am 09.10.2021 um 09:24 Uhr

© J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH

den zwanziger Jahren viele Abende verbracht hatten. Die Holzplatten der Tische waren in gleicher Weise gescheuert und es gab sogar eine Nische, in der man gegen unerwünschte Zuhörer geschützt war. Benn schien hier Stammgast zu sein, denn man hatte die Nische für ihn reserviert und begrüßte ihn wie einen alten Bekannten.

Wir sprachen über Gott und die Welt. Seine Art, die Dinge zu sehen, war die gleiche geblieben. Es schien nur zur Entwicklung gekommen zu sein, was bereits vor dem ersten Weltkrieg greifbar gewesen war. Die Ereignisse der letzten Jahrzehnte hatten seine frühen Diagnosen bestätigt. Was von der deutschen Vergangenheit übriggeblieben war, gehörte zum Müll. „Man bewegt sich in einer Lauge."

Ich fragte, wer ihm unter den Dichtern heute am nächsten stehe. Er zögerte einen Augenblick und meinte: „Goethe". Ich hatte Mühe, ihn zu verstehen, und versuchte meine Gedanken zu formulieren. „Glauben Sie wirklich, daß man heute, mit Goethe in der Hand, seinen Weg durch die ‚Lauge' finden kann? Hat der Vers *Wer immer strebend sich bemüht* in unserer Zeit nicht seine Magie verloren? Wer würde wagen zu behaupten, daß er sich in der Not unserer Tage an diesen Vers geklammert hat? Goethe wollte erlösen, aber erlöst nicht. Shakespeare wollte nicht erlösen, aber erlöst. Was bedeutet das Werk Goethes, selbst der ‚Faust', in den Händen eines spanischen oder russischen Konzentrationärs?" Goethe sei im Gegensatz zu Shakespeare und trotz seiner einmaligen Größe zu eng; vielleicht dürfe man sogar zu „bürgerlich" sagen. Die Voraussetzung für den Genuß Goethes sei ein Sofa . . .

Frau Ilse Benn hatte genickt, als ich die Begrenzungen Goethes zu fassen versuchte. Benn widersprach nicht, aber sagte nach einer Pause: „Lesen Sie seine Maximen und Reflexionen." Ich wollte darauf nichts erwidern; es schien mir, als ob er Goethe retten wollte, weil sonst nichts, gar nichts übriggeblieben wäre.

Mein Eindruck wurde bestärkt, als das Gespräch zu anderen Fragen glitt und Benn eine längere Diskussion mit den Worten zum Abschluß brachte: „Ich sehe keinen Weg mehr . . ."

Spät abends brachten mich Benn und Frau zum Taxi. Benn winkte durch die Fensterscheiben.

Es war für mich sein letzter Gruß.

*

Wer ist Gottfried Benn gewesen?

Aufsätze, Essays, Bücher beschäftigen sich mit dieser Frage. Aber ich sehe, in dieser Lektüre blätternd, niemals den Mann, den ich gekannt habe.

Lizenziert für Egmont Hesse am 09.10.2021 um 09:24 Uhr

© J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH

Man hat ihn vor dem ersten Weltkrieg von „links" in Anspruch genommen, weil er in der „Aktion" schrieb, mit George Grosz befreundet war (der ihn übrigens gleichfalls noch in den fünfziger Jahren besucht hat) und weil er das Herkömmliche in seiner Form und seiner Sprache zerstörte. Man hat ihn später von „rechts" in Anspruch genommen, weil er ein paar Monate lang den Nazis auf den Leim ging und auch in späteren Jahren mit der „Linken" und ihren Dichtern nicht viel anzufangen wußte. Aber er war im Grunde genommen weder „rechts" noch „links", weil er unpolitisch war; weil er die Politik für kein geeignetes Mittel hielt, die Aufgaben, die ihm die zentralen zu sein schienen, zu lösen. Man hat – last but not least – versucht, ihn als einen Nur-Dichter hinzustellen, einen l'art-pour-l'art-Bastler.

Aber das stimmt alles nicht. Der Gehalt dieses Dichters kann nicht durch ein paar verbrauchte Kategorien erfaßt werden. Benn fällt nicht unter die Kategorie „links" oder „rechts" und auch nicht unter den l'art-pour-l'art-Begriff. Alle diese Bezeichnungen treffen nur Sekundäres. Man kommt dem Wesentlichen näher, wenn man sagt, daß Benn der einzige Deutsche gewesen (und geblieben) ist, in dem das Bewußtsein der Zeit sichtbar wurde. Es wurde so sichtbar wie ein Uhrwerk unter Glas. Man kann die erste Hälfte dieses Jahrhunderts nicht verstehen, wenn man Stefan George liest oder Thomas Mann. Man kann diese Zeit auch nicht verstehen, wenn man Rilke liest oder einen anderen poeta laureatus. Diese Dichter waren ausnahmslos, so groß sie gewesen sein mögen, Schirmherren vergangener Illusionen. Sie waren groß als Dichter, aber nicht als Zeitgenossen. Selbst Bert Brecht macht keine Ausnahme von dieser Regel; seine Illusionen waren nur auf das Zukünftige gerichtet. Auch war seine moralische Welt zeitlos und gehört vielleicht am ehesten – von der „Dreigroschenoper" abgesehen – ins zweite oder dritte christliche Jahrhundert, in die Welt der gläubigen Märtyrer und der Legenden.

Benn steht jenseits dieser Dichter-Phalanx. Er ist der einzige, der unberührt bleibt von vergangenen wie zukünftigen Illusionen. Er ist gegenwärtig in einem fast unerträglichen Sinne. Er präsentiert das Bewußtsein der Zeit wie ein medizinisches Präparat und betastet die entmaterialisierte Materie wie einen Totenkopf.

Es ist nicht allzu schwer, für Benn einen Platz in der französischen Literatur zu finden. Aber wie und wo könnte man ihn in die deutsche Literatur einreihen? Er hat keine Vorgänger. Und doch scheint es mir, daß er nicht aus der Reihe der deutschen Dichter fällt, wenn man die Literaturgeschichte der letzten hundert Jahre unter anderen Aspekten

Lizenziert für Egmont Hesse am 09.10.2021 um 09:24 Uhr

© J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH

sichtet, als das gemeinhin geschieht. Es ist dann, so seltsam es klingen mag, eine Verwandtschaft mit den Naturalisten der achtziger Jahre vorhanden. Auch diese Naturalisten, von Arnold Holz bis (zum jungen) Gerhart Hauptmann, waren aus allem, was bis dahin als literarische Tradition galt, ausgebrochen und verfolgten ein Phänomen, das sie Realität nannten. Es war eine soziale Realität und eine vollkommen verschiedene von der, die Benn schon vor dem ersten Weltkrieg entdeckt hatte; aber der Ernst, die Besessenheit, die Freude, mit der diese Realität wie eine Jagdbeute zum Himmel gestreckt wurde, war in beiden Fällen die gleiche. Die Hand, die die „Weber" schrieb und jene andere, die „Morgue" schrieb, waren verwandt. Es waren harte Hände, erbarmungslose, arbeitswütige, die nicht gefallen wollten, sondern fassen; fassen, was niemand sah. Was dann erfaßt wurde, war grundverschieden, aber die Wurzeln, die solche Bemühungen nährten, lagen dicht beieinander.

Es hat zur Zeit Benns Dichter gegeben, die man vielleicht zu einer „Benn-Gruppe" zusammenfassen könnte. Aber es hat keinen gegeben, in dessen Griff nach dem Unsichtbaren sich das Erfaßte zu so unvergänglichen Formen, Klängen und Sätzen verbunden hat.

Lizenziert für Egmont Hesse am 09.10.2021 um 09:24 Uhr

© J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH